

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918 1899

19 (22.1.1899) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 19



Nr. 19. Karlsruhe, Sonntag, den 22. Januar 1899

Nachdruck der Originalausgabe des Unterhaltungsblattes ist unterjagt.

Frühlingstürme.

Roman von Nataly von Eschstruth.

(Nachdruck verboten.)

Alles Neue übt auf heiter und glücklich beanlagte Menschen stets einen angenehmen Reiz aus, und empfand es auch Klaus als etwas recht Originelles und echt Künstlerhaftes, als er mit seinem kleinen Koffer, welcher die notwendigsten Effekten enthielt, seinem Malkasten und dem mageren Geldbeutel nach München zurückreiste. Am sympathischsten wäre es ihm schon gewesen, er hätte so ganz als Wanderbursch mit Ränzle und Stab zu Fuß durch die Welt ziehen können, dazu war aber das Wetter noch zu wenig einladend, und ohne Malkasten im Freien machen zu können, hatte solch eine Scholarenfahrt eigentlich doch keinen rechten Zweck.

Außerdem trieb es ihn voll feberischen Eifers an seine Arbeit zurück.

Er hatte wohl seine ganz besonderen und eigenen Gedanken dabei, wenn er so schnell wie nur möglich etwas Bedeutendes schaffen und ein renommierter, gut bezahlter Meister der Kunst werden wollte.

Josef hatte die ersten Nachrichten aus München recht mit Sorge erwartet.

Er begriff nicht, daß Klaus so harmlos und seelensruhig nach München zurückkehrte, wo man ihn als Millionär gekannt und respektiert hatte, wo man genau über die entsetzliche Bankrott-affäre unterrichtet war und es den ehemals so viel beneideten Kunstschüler sicher empfinden ließ, daß das Glück und die Gunst der Welt gar wandelbare Dinge sind!

Umso überraschter und froher war er, als Klaus sehr zufrieden und wohlgenut von seinem Ergehen berichtete, es gar nicht genug rühmen konnte, wie rücksichtsvoll und unverändert treu seine Freunde ihm begegneten, wie er überall genau so gut und liebenswürdig aufgenommen werde, wie ehemals als Sohn des reichen Mannes. Noch empfinde er seine Verarmung in nichts, ja er bedürfe nicht einmal der ganzen Zulage, welche Josef ihm so großmütig bewillige. Er lebe jetzt so viel billiger, weil so gar keine Anforderungen mehr an ihn gestellt würden, und das Sparen und „sich nach der Decke strecken“ habe doch auch einen großen Reiz!

Er habe sich ehemals nicht annähernd über eine Tausend-Pfund-Note so gefreut, wie jetzt über ein erspartes Markstück! Welch ein stolzes Hochgefühl werde es erst sein, wenn er selbstverdientes Geld auf den Tisch zählen könne!

Ja, Klaus war eine besonders glücklich beanlagte Natur! Was er anfang, schlug ihm zu Glück und Freude aus. Selbst über die härtesten Schicksalsschläge setzte er sich ohne Kampf und Seelenpein, voll Freudigkeit und Frische hinweg, und wo er hinkam, flogen ihm die Herzen zu, gleichviel, ob er als Sohn des Nabob oder als blutarmer Kunstschüler an die Türen klopfte.

Klaus springt lachend über die Dornen hinweg und pflückt die Rosen vom Strauch. — Josef aber muß sich mühselig seinen Pfad durch die dornige Wildnis bahnen, muß ringen und bluten, muß sich die Hände wund und die Füße matt kämpfen, und wenn er glaubt am Ziel zu sein und die Blüten pflücken will, so entblättern sie zwischen seinen Fingern und machen ihn ärmer noch denn zuvor.

Dennoch neidete er dem Stiefbruder nicht den sonnigen Weg. Im Gegenteil, er empfand diesen Ausgleich wie eine Genugthuung. Er liebte Klaus von Herzen und gönnte ihm das Glück, welches ihm selber versagt schien.

Das heitere Naturell und die schäumend frohe Lebenslust des Freundes war noch das letzte, schmale Band, welches ihn an die Welt fesselte und ihn unbewußt zu derselben zurückzog, wenn gleich er voll schwermütiger Selbstkasteiung eigenförmig in einen Weg einlenkte, welcher weit ab von ihr und der rollenden Kugel des Glückes führte. Klaus kannte das Zauberfäblein, an welchem er das Herz des Bruders hielt, und bewachte es in fester, treuer Hand.

Währenddessen hatte sich auch die neue Lebenswende Dorisdorffs in ihren ersten Anfängen bewahrheitet.

Sein Brief hatte den Dekan Duncacz nach längeren Jerfahrten aufgefunden, und seine Antwort traf umgehend und sehr eingehend und herzlich ein.

Es berührte den treuen Lehrer und Seelsorger des ehemaligen Knaben ganz besonders sympathisch und herzerquickend, daß der Zug frommen Glaubens und religiöser Schwärmerei, welchen er so sorgsam gepflegt und gehütet, nicht in dem breiten und wüsten Strom des Lebens untergegangen sei, sondern den jungen Mann voll heiliger, elementarer Gewalt doch noch dem Beruf entgegentreibe, auf welchen ihn sein ganzes Sein und Wesen seit Kindesbeinen an hingewiesen.

Dekan Duncacz erachtete den Wirkungsbereich eines Klerikers als den einzigen, welcher der bedrängten und bedrohten Menschenseele wahren Frieden und wahre Befriedigung geben könne.

Er selbst hatte alle Bitternisse und Lücken, alle Enttäuschungen und Härten des Lebens durchkostet, ehe er, schon als alternder Mann, noch den rechten Weg zum Schoß der heiligen Kirche gefunden. Ihm hatte sie Ruhe und Frieden gegeben.

Nun lebte er in gesegneter, ihm besonders zugewandter Thätigkeit, er wachte über junge Menschenleben und leitete sie beizeiten, ehe der Sturmwind des Lebens sie fassen und die Abgründe der Welt sie verschlingen konnten, auf den Weg des Heils. Er war dem Ruf eines ihm wohlwollenden Bischofs gefolgt, und hatte eine Stellung als Lehrer an einem geistlichen Seminar angenommen, in welchem junge Männer für den Priesterstand ausgebildet wurden.

Befagtes Seminar befand sich in R—burg, der einstigen Residenzstadt der Siebenbürger Fürsten, deren burgartiges Schloß von Kaiser Karl VI. erbaut ward.

Duncacz bekleidete das Amt eines Präfecten und theol.

gischen Professors in dem Institut, welches neben dem Rektor, als obersten Patronats Herrn dem Bischof unterstellt war.

Von dem Leben und Treiben der Anstalt, welche den Rang einer Universität einnahm, schrieb der ehemalige Dekan nicht viel, nur die einzelnen großen Züge desselben schilderte er, daß die Zucht und Ordnung eine sehr strenge und wohlgeordnete, aber das Leben ein überaus harmonisches, Herz und Seele erquickendes sei. Er stellte es Josef anheim, daß, falls er in Deutschland verbleiben wolle, er nach abgelegter Matura auf eigene Kosten die Universität weiter beziehen müsse. Falls er aber geneigt sei, nach Oesterreich überzusiedeln, so mache er ihm den Vorschlag, das Seminar von K—burg zu beziehen, um seine theologischen Studien dort zu beginnen. Daß dies als eine große, unbeschreibliche Freude von ihm, seinem alten Lehrer und Freund begrüßt werden würde, sei selbstverständlich, und darum schloß er diese Zeilen in der beglückenden Hoffnung, den teuren Schüler bald wieder als einen solchen in die Arme schließen zu können!

Heiße Blut freudiger Ueberraschung brannte auf Josefs Stirn, als er den Brief gelesen.

Welch eine erste Gunstbezeugung des Schicksals, ihm derart den Weg zu ebnen.

Könnte es besseres und verlockenderes für ihn geben, als seine Wege mit denen des teuren Freundes aufs neue zu vereinen? Könnte sich seine Zukunft jemals sicherer und gesegneter gestalten, wie unter dieser Führung? Und welche ein günstiger Umstand, daß Dunaczyn ihn nach Oesterreich rief, nach diesem Land, welches ihm lieb und sympathisch war, welches er eine zweite Heimat für jeden Deutschen nannte. Dort ist er unbekannt und weltentriekt, dort wird er vergessen und bald von denen, welche er liebt, vergessen sein. Hier gab es kein Ueberlegen mehr, Josefs Schicksalswürfel war gefallen.

8. Kapitel.

Zwei Jahre waren vergangen.

Josef befand sich in K—burg und fühlte sich, seinen Briefen nach zu urteilen, glücklich und zufrieden. Allerdings starrte Jnes oft gedankenverfunken auf die Zeilen, aus welchen sie viel mehr las, als der Schreiber wohl ahnte.

Durch all die eifrigen, beinahe allzu dringlichen Versicherungen, daß er hier die gesuchte Ruhe und eine ihn hoch befruchtigende Thätigkeit gefunden, klopfte dennoch ein junges Menschenherz, an welchem ein heimlicher Gram nagte, in welchem ein ungestilltes Verlangen brannte.

Alle Einsamkeit, alles Studieren, alles Beten konnte die Erinnerung nicht löschen, und irgend ein geheimnisvolles Etwas in dieser Erinnerung quälte den jungen Kleriker noch ebenso, wie ehemals den Studenten.

Was aber war es —? Was!?

Jnes war krank, kränker wie je, und die rapide sinkenden Körperkräfte hatten auch den Geist ermatten lassen.

Sie hatte den Scharfblick verloren, eine müde Indolenz bemächtigte sich der Dahinsiechenden. Ihr Leben lag hinter ihr wie ein Traum, sie wünschte die unangenehmen Jahre aus demselben fort, wie man eine störende Zeichnung löscht, und klammerte sich mit all ihren Gedanken an eine Zeit, welche die Verkörperung alles Glückes für sie bedeutete.

Und in dem milden Dämmerlicht ferner Vergangenheit ging die Gegenwart unter; selbst das Schicksal ihres Sohnes war nicht mehr die brennende Frage, welche sie ehemals Tag und Nacht beschäftigte. Sie hatte sich überzeugt, daß alles Menschenwerk nur unvollkommenes Stückwerk ist, daß unser Bemühen und unsere Pläne Dunstgebilde im Hauch des Ewigen sind.

Sie hatte 7 Jahre an dem vermeintlichen Glück ihres Kindes gearbeitet, da kam Gottes Hand und stürzte über Nacht, was sie während dieser langen Zeit voll Fleiß und Opfermut aufgebaut.

„Meine Wege sind nicht eure Wege!“ spricht Gott der Herr.

Nun hat sie den Lebensweg ihres Kindes ihm anheimgestellt.

Was ihr ein Unglück dünkt, wandelt sich unter der Führung des Herrn wohl zum Glück. Mag Josef darum ein Priester werden oder nicht, seine Mutter wird seine Pläne nicht mehr beeinflussen und nicht mehr zu kreuzen suchen.

Die Hände im Schoß gefaltet, wie ein bleiches, wesenloses Traumgebilde liegt die Kranke in dem bequemen Rollstuhl, welchen sie kaum noch verläßt. Ihr Haar glänzt wie unter dem Haubeis, welcher eine Blume traf.

Noch immer eine ideale Erscheinung, zart wie ein Hauch, vornehm und elegant bis in jede Regung ihrer wachsblichen

Fingerspitzen, träumt sie mit tiefenschatteten, weitoffenen Augen in den blauen Sommershimmel empor, welcher sich über Montreux und seinem leuchtenden See wölbt.

Die Alpen ragen voll stiller Majestät in die Sonnenglut empor, das Thal hat sein schimmernd weißes Narzissengewand abgestreift und sich in den duftig tiefgrünen Mantel des Juli gehüllt, verauischende Duftwogen strömen aus dem Garten der Primitiviere empor, in deren reizender Stille die Freifrau v. Torisdorff Wohnung genommen.

Hierher hat man die Kranke vor dem allzu tropischen Klima Italiens geschickt, und nun steht ihr Rollstuhl auf dem großen, überschatteten Balkon, welcher ihre stille, einsame Welt bedeutet.

Niemand kennt sie in der Villa und auch sie kennt keinen. Sie weiß nicht einmal, wer außer ihr unter diesem Dache wohnt.

Sie sieht niemand und wird nicht gesehen, weltfern, abgeschlossen von allem Verkehr wölft sie einsam dahin, wie eine Blüte, für welche der Herbst gekommen.

Seit 4 Tagen ist Josef zum Besuch eingetroffen. Der Arzt hat ihm Mitteilung über den besorgniserregenden Zustand der Mutter gemacht, und der junge Mann eilte unverzüglich zu der teuren Kranken, ihr den sehnlichen Wunsch eines längeren Beisammenseins zu erfüllen.

Die ersten Tage saß er voll zärtlicher Liebe, die Freude des Wiedersehens in vollen Zügen genießend, neben dem Lager der Mutter, — wie viel gab es zu fragen, wie viel zu antworten! Und wenn die Lippe schwiege, so sprach doch das Auge all die Ueberfülle der Herzen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Der Fall Grünmacher.

„Der Greif greift alles!“ So konnte man seit Jahren auf ellenlangen Plakaten lesen, die in Berliner Pferdeabswagen ausgehängt waren und auf denen ein sabelhafter geflügelter Löwe mit Ablerkopf prangte. Darunter las man in weithin leuchtenden Buchstaben: „Privat-Detectiv-Institut. Direktor: Kriminal-Kommissar a. D. Egon Grünmacher.“ Jetzt hat sich der Staatsanwalt erlaubt, den Greif zu greifen. Die dieser Tage durch das Schwurgericht erfolgte Verurteilung des ehemaligen königlich preussischen Kriminalkommissars Grünmacher wegen wissentlichen Meineides zu 2 Jahren 6 Monaten Zuchthaus hat nicht nur im Hinblick auf den Einzelfall, sondern als Enthüllung beinahe typischer Vorgänge allseitiges Aufsehen erregt. Eine Dame der besten Gesellschaft, Berlinerin von Geburt und an einen Konsul in Lütbed verheiratet, säßt das Bedürfnis, sich von ihrem Gatten, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebt, scheiden zu lassen. Ob dieser Wunsch an sich berechtigt war und wer die Schuld an der unglücklichen Ehe trug, kommt zur Beurteilung des Falles nicht in Betracht. Jedenfalls fehlte es der Frau an einer hinreichenden Unterlage für ihre Scheidungslage. Da wendet sich ihr Vater, ein weithin bekannter Berliner Musik-Verlagsbuchhändler, an den „Greif“, der alles greift. Er soll den Schwiegersohn bei einer ehelichen Untreue ertappen. Es winkt dafür eine besondere Belohnung und der Greif streckt gierig seine Krallen nach dem Opfer aus. Eine mit ihm in geschäftlicher Verbindung stehende leichtfertige Person mit einer ungewöhnlich hübschen Larve wird dem nichtsahnenden Konsul auf einer Reise in das Rupee bugliert, wo sich zwischen den beiden erst eine angenehme Unterhaltung und dann weitere Beziehungen entspinnen. Zum äußersten ist es freilich nicht gekommen. Aber die Geschichte wird beim Scheidungsprozeß ge- während vernommt, nachdem Grünmacher und seine beiden weiblichen Helfershelfer beschworen hatten, daß sie nicht ein abgelartetes Spiel getrieben hätten. Dieser Meineid wird leicht aufgedeckt, da das Frauenzimmer so unvorsichtig gewesen war, ihren elichen Liebhabern vorher das Geheimnis zu verraten. Grünmacher manbert in das Zuchthaus, die mitschuldigen Weiber machen mit dem Gefängnis nähere Bekanntschaft.

Das ist das Gerippe der Handlung, die weit über den Einzelfall hinaus ihre Moral hat. Wie so manche unerstreuliche Erscheinung im Berliner Leben, verdanken wir auch das Empor-schießen zahlreicher Privatdetectiv-Institute in der deutschen Reichshauptstadt Vorbildern unserer lieben angelsächsischen Freunde und Bettern jenseits des Kanals und des großen Wassers, schreibt mit Recht hierzu die den Engländern von jeher auf ihre Art gemogene „Rein.-Westf. Ztg.“. Unzweifelhaft ist in einer Zweimillionenstadt, die Berlin mit den allernächsten Vororten längst ist, ein Bedürfnis für derartige Einrichtungen vorhanden. Ebenso unzweifelhaft giebt es auch unter diesen Instituten einige, die ihren berechtigten Zweck mit verhältnismäßig reinlichen und anständigen Mitteln zu erfüllen bestrebt sind. Aber die große Mehrzahl verschmäht es nicht, im gegebenen Falle auch schmutzige, unanständige und unerlaubte Mittel anzuwenden. Die meisten Leiter und Angestellten diese

Bureau haben neben irgend einem dunkeln Fleck in ihrer Vergangenheit ein überaus weites Gewissen. Sie sind überdies vielfach auch verachtete Existenzen, die mit einer Schuldenlast aus ihrem früheren Beginnen und so schnell als möglich wieder zu Vermögen kommen möchten. Wo ihnen reicher Gewinn winkt, greifen sie zu, und da natürlich für die unsaubersten Aufträge am meisten bezahlt wird, so bevorzugen sie diese und haben dabei nur das eine Bedenken, daß man sie selbst fassen und auf die Anklagebank schleppen könnte. Sie müssen demnach mit größter Schamhaftigkeit und Vorsicht zu Werke gehen, und da sie gewöhnlich „vom Fach“ sind, entweder ehemalige Polizeibeamte oder Juristen, so gelingt es auch in den seltensten Fällen, sie zu ertappen und ihre Kniffe oder Betrügereien aufzudecken. Die mildeste Form der letzteren besteht darin, daß sie ihrem Opfer, genannt Klienten, Geld für Auslagen, Reisen etc., die sie nie in dessen Interesse gemacht haben, abnehmen. Eine schlimmere ist, daß sie die Sache einfach zu ihren Akten nehmen, nichts thun und dann nach einiger Zeit ihrem Auftraggeber gegen schweres Geld die abenteuerlichsten Märchen aufbinden. Oder sie verdoppeln einfach den ihnen in Aussicht gestellten Gewinn, indem sie sich mit dem von ihnen zu beobachtenden „Objekt“ in geheime Verbindung setzen, sich auch von diesem bezahlen lassen und, was ihnen von dieser Seite dann aufgetragen wird, einfach weiter berichten. Ein vorsichtiger Mann, der die Hilfe eines Privatdetektivs in Anspruch nimmt, pflegt denn auch einen zweiten zur Ueberwachung des ersten zu dengen, was aber nicht immer erfolgreich ist, da verschiedene dieser dunklen Ehrenmänner unter einer Decke zu spielen und gemeinsame Sache zu machen pflegen. So hacht ja auch eine Krähle nicht der anderen die Augen aus. Die allerschlimmste Form aber, in der sich die Thätigkeit eines solchen Instituts vollzieht, ist die, daß es, wo ein Verbrechen nicht begangen, also auch nicht auszufundschäften ist, um schändlichen Mamonns willen ein solches künstlich herbeiführt. Sie bedienen sich dazu besonderer Lockspiegel in der für den einzelnen Fall geeigneten Gestalt, also häßlicher junger Mädchen von lockeren Sitten, wo es gilt, einen Ehemann der Untreue zu überführen. Mit gerechter Entrüstung brandmarkte der Vorsitzende des Gerichtshofes dieses niederträchtige Gebaren also: „Das ist etwas so Gemeines, wie man es sich gar nicht denken kann. Nicht bloß Ihr Institut, sondern auch noch andere Privatdetektiv-Institute begnügen sich leider nicht damit, Verbrechen aufzudecken, sondern senden direkt Leute aus, um einen Ehebruch zu konstruieren. Das ist wirklich schmachvoll!“ Dies elende und gemeingefährliche Handwerk hat einen goldenen Boden. Nach seinem eigenen Geständnis hat Grümacher jährlich 80- bis 100 000 M. verdient, ein Jahreseinkommen, zu dem ein solider, ehrlicher und gewissenhafter Privatdetektiv sicher nicht gelangen kann. Das ist nur auf unlaunterem Wege möglich.

Gemeingefährlich nannten wir dies Handwerk. Zu dem vorliegenden Falle war ja allerdings kein allzu großer Schaden mehr anzurichten, da es sich um eine anscheinend unheilbar zerrüttete Ehe handelte. Wie oft aber kommt es, namentlich in der Millionenstadt mit ihren zahllosen Verführungen und bequemen Gelegenheiten zur Sünde vor, daß in einer bis dahin glücklichen und harmonischen Ehe ein Teil plötzlich von grundloser Eifersucht befallen wird, den anderen Teil von einem Privatdetektiv beobachten läßt und durch dessen erlogene Berichte zu einer Verzeihungsthat getrieben wird. Wie viele von den Tausenden Eheverbindungen, die hier jahraus jahrein vollzogen werden, mögen solchen Anfang gehabt, mögen verlogene Detektive auf dem Gewissen haben! Und wie viel Glend, Zwietracht, Unglück und Verzweiflung mögen diese Leute sonst noch stiften. Sie arbeiten naturgemäß in Geheimen und deshalb erfährt die Öffentlichkeit selten etwas von ihrem Thun und Treiben. Wird dies einmal durch eine Gerichtsverhandlung erhellte, wie im Falle Grümacher, dann blickt man schauernd in einen abgrundtiefen Sumpf, in einen bodenlosen Schmutz, und erkennt mit Entsetzen, daß eigentlich unter Umständen die Ruhe, das Glück und die Ehre eines jeden in einer Millionenstadt in die Hände gewissenloser Schurken gegeben ist, die damit einen gewinnbringenden Handel treiben, sobald sich ein leichtgläubiger Zahler dafür findet. Es ist dies ein wirklicher Krebsgeschwür des großstädtischen Lebens, der je eher, desto lieber ausgerottet werden sollte.

Wir haben schon im Eingang erwähnt, daß es sicher auch Privatdetektivbureaus giebt, deren Leiter mit außergewöhnlicher Findigkeit und Klugheit die größte Ehrlichkeit verbinden. Solche Institute können manchen Nutzen stiften und sind umso unentbehrlicher, je häufiger leider unsere antilche Kriminalpolizei versagt. Sie bilden dann eine wertvolle Ergänzung derselben. Aber die wohl überwiegenden Auswüchse auf diesem Gebiete bergen so große Gefahren in sich, daß sie jeden, der mit solchen Instituten zu thun bekommt und ihre Dienste in Anspruch nehmen möchte, zur alleräußersten Vorsicht mahnen müssen. Insofern ist der Fall Grümacher von allgemeiner Bedeutung und kann recht nützlich werden. Denn er ist, wie nochmals wiederholt werden mag, kein vereinzelter Ausnahmefall, sondern vielmehr typisch für die Mehrzahl derjenigen, die aus der Ausbeutung von Verbrechen und Beobachtungen aller Art ein Privatgeschäft machen.

Kunst und Wissenschaft.

Karlsruhe, 21. Jan. Am letzten Montag gastierten Frau Brehm und Herr Keller vom hiesigen Hoftheater in den „Fugennotten“ am Stadttheater in Mainz mit großem Erfolg. Insbesondere unserer geschätzten Kammerfängerin Frau Brehm wird von der Mainzer Kritik das höchste Lob gesendet; so schreibt der „Mainzer Anz.“: „Ohne allen Zweifel gebührt die Palme des Abends der Kammerfängerin Frau S. Brehm-Fritsch, die als Margarethe von Balois sich bei uns in einer so vorteilhaften Weise einführt, daß wir der vorzüglichen Sängerin gern ein herzlich „Willkommen“ zurufen nicht unterlassen wollen. Frau Brehm-Fritsch ist eine mit musikalischem Feingefühl schaffende Belangstänkerin, wie man sie an Bühnen leider nur sehr selten findet. Ihre Belangstänkerin ist makellos und von einer geradezu bewundernswürdigen Korrektheit und Intonationsreinheit. Da giebt es keine vermischten Passagen, keine Schwankungen; aufsteigende chromatische Läufe hören wir von ihr in mathematischer Genauigkeit und perlender Sauberkeit, wie nur von Belangstänkerinnen von Weltkräf. Für ihr Fach bringt Frau Brehm ein auffallend ausgiebiges Organ mit. Mit der guten Kunst unseres Theaters bald bekannt, zauberte die geschätzte Gattin im Duett mit Raoul neben anderen Feinheiten des Vortrages ein berückendes Pianissimo aus ihrer Kehle hervor.“ — Das „Mainz. Journal“ rühmt die „ganz bewundernswürdig geschulte Stimme von tadelloser kristallener Reinheit“. Die „Mainz. Neuef. Nachr.“ schreiben: „Frau Kammerfängerin Brehm-Fritsch von Karlsruhe war gesunglich in der That eine „Königin“. Ihre virtuose Beherrschung des Belangstänkerischen, ihr wundervoll runder und reiner Triller, ihr lebenswürdiges Spiel und sympathische Erscheinung gestalteten ihre „Margarethe von Balois“ zu einer höchst genussreichen, was auch von der Zuhörerschaft durch stürmischen Beifall anerkannt wurde.“ — Auch Herr Keller fand als Marcel warme Anerkennung. Die Mäntel rühmen seine „gesunde, wohlklingende, außerordentlich großen Volumen“, sein „machtvolles, edelgefärbtes und kläglich schönes Organ“, sowie seinen „dramatischen Vortrag“. — Wir freuen uns, von solch schönen Erfolgen einheimischer Bühnenmitglieder berichten zu können, und fügen unsere besten Glückwünsche hinzu.

Verschiedenes.

Kaiserin Friedrich auf der Durchreise durch Frankreich. Dieser Tage durchquerte die Kaiserin Friedrich auf der Durchreise von England nach Nordamerika Frankreich und berührte auch Paris eine Stunde. Auf dem Nordbahnhof empfing sie in Abwesenheit des Vorschalters den Vorschaltersrat Below-Schlatau im Salonwagen ihres Bruders, des Prinzen von Wales, worin sie die Reise machte. Der „Figaro“ erinnert bei dieser Gelegenheit daran, daß die hohe Frau sich schon mehrmals in Frankreich aufgehalten hat, das erste Mal im August 1865 mit ihren Eltern und ihrem Bruder. Am 25. August wurde im Versailler Schlosse zu Ehren der englischen Gäste ein glänzendes Fest gegeben, und der Kaiser tanzte in der Spiegelgalerie mehrere Walzer mit der damals 14jährigen Prinzessin Viktoria. Am 27. August, dem Tage der Abreise der hohen Herrschaften von St. Cloud, machte Kaiserin Eugenie der Prinzessin, die sie besonders in's Herz geschlossen hatte, ein kostbares Armband von Rubinen und Diamanten zum Geschenk, die ein kleines Medaillon mit einer Haarlocke der Kaiserin einrahmten. Am 29. August schrieb die Königin von England an Napoleon III. von Osborne aus: „Ich kann Ihnen nicht genug versichern, Sir, wie tief gerührt ich von aller Ihrer Güte und Ihrer Freundschaft für die Prinzen und von Ihrer Liebe und Ihren Wohlwollen bin, womit Sie unsere Kinder überhäufte. Der Aufenthalt in Frankreich war die glücklichste Zeit ihres Lebens, und sie werden nicht müde, davon zu sprechen.“

Die Kaiserin Friedrich, welche zum erstenmale wieder seit 10 Jahren, seit dem Tode ihres Gemahls, an den Gestaden des blauen Mittelmeeres verweilt, gedenkt, wie es heißt, den ganzen Winter dort zu bleiben. Das Hotel Angit in Bordighera, in dem sie Wohnung genommen, ist wohl dazu angethan, als königliche Residenz zu dienen. Es ist ein anheimelndes und lustiges weißes Gebäude, das vor einiger Zeit durch Umbau eines Dörfchens noch erheblich vergrößert wurde. Es enthält neben den Sälen 150 größere Zimmer. An der Vorderseite erstreckt sich ein an Palmen und halbtropischen Gewächsen reicher Garten, dessen Rosen jetzt in voller Blüte stehen. Besonders bemerkenswert ist in diesen Anlagen ein alter Olivenbaum, den ein prachtvolles Dörfchen von Rosen, die seinen Stamm teilweise umranken, zur Hälfte den Blick entzieht. Bordighera hat vor vielen anderen Städten der französischen Riviera den Vorzug, staubfrei zu sein und die Umgebung der Stadt bietet den Touristen überdies leicht zugängliche, entzückende Promenaden, die sich sowohl für den Wagen wie Fußgänger-Berkehr eignen. Die Kaiserin Friedrich nebst Gefolge wohnt im Hotel Angit eine Zimmerstube bewohnen, die das ganze erste Stockwerk des neuen Dörfchens einnimmt. Die Privat-Kammlieken der Kaiserin gehen nach Süden hinaus und umfassen einen geräumigen, 8,20 m breiten, 10 m langen Salon, der sehr geschmackvoll ausgestattet ist und sein Licht durch vier große Fenster erhält, von denen zwei bis auf den Fußboden hinuntergehen und sich nach einem Balkon mit prachtvoller Aussicht öffnen. Links von diesem Hauptsalon befinden sich Bett- und Ankleideszimmer, das letztere mit drei großen Fenstern. Aus dem nach Osten gelegenen Fenster genießt man einen Ausblick auf den 17 000 qm großen Garten, der allmählich bis zu den

Bergen im Rücken, die das Gebäude vor den nördlichen Winden schützen, abfällt. Rechts beim westlich von dem Salon liegenden Speisesaal und ein Empfangs- oder Partezimmer, weiter südlich die für Damen und Herren des Gefolges bestimmten Räumlichkeiten. Die Kaiserin Friedrich wird übrigens des öfteren Gelegenheiten haben, mit ihrer Mutter, der Königin Vittoria, zusammenzutreffen, die bereits demnächst im Excelsior-Hotel in Gmiez erwartet wird. Es ist nur eine kurze Entfernung von Gmiez nach Bordighera, eine halbe deutsche Meile Wagenfahrt nach Ventimiglia an der italienischen Grenze und von dort aus eine etwa einstündige Reise im Luruszug.

Meister Pech auf dem Panzerschiff. Aus Kiel schreibt man dem „Hannov. Cour.“: Den vielen zweibeinigen Seebären, welche die Besatzung unseres gegenwärtig in hiesiger Kaiserlicher Werft liegenden Panzerschiffes „Obenburg“ bilden, ist seit längerer Zeit auch ein Kamerad vom Lande beigegeben, ein richtiger Meister Pech, welcher auf dem Schiffe Gastfreundschaft genießt und, möglicher Freiheit sich erfreuend, unsern Blaujaden während ihrer Freimachen zu lustiger Unterhaltung dient. Der Bär weiß auf dem Schiffe zu ziemlich genau Bescheid und läßt sich bei gutem Wetter auf Deck der Mannschaft äußerst fortdial thun, bisweilen aber auch seine Kompetenzen überschreitet. Von einem solchen Falle weiß die Besatzung Unerhörtes zu berichten. Auf der letzten wintertlichen Schwabereise nach Norwegen, die unter schwierigsten Witterungsverhältnissen stattfand, wuchsen Sturm und See eines Tages dermaßen an, daß die Wogen unablässig über das Verdeck hinschlugen. Selbstverständlich mußte alles dicht gemacht werden; der Kommandant verließ seinen Platz nicht, und die Besatzung hatte nicht Zeit, sich um den Meister Brummbar zu kümmern, der übrigens während der ganzen Reise als durchaus seefest sich erwiesen hatte, was man nicht allen Bierbeinern nachzählen kann. Als das schwere Wetter etwas nachließ, erinnerte man sich auch des braven Pech und forschte nach ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Aber vergeblich! Von oben bis unten wurde das Schiff durchsucht, kein Bär war zu finden. Endlich begab sich auch der Kommandant in seine Kajüte, um nach den harten Strapazen ein wenig auszuweichen; aber wie er an sein Bett herantritt, da liegt auf demselben — der jöttige Bär. Mit unerhörter Respektlosigkeit hatte das Tier in's Allerheiligste des Schiffes, das keines Menschen Fuß außer dem des Kommandanten unangefordert zu betreten wagt, sich eingeschlichen und hatte sich's so bequem gemacht wie möglich. Das Bett befand sich natürlich nicht in bester Verfassung; aber ein Glück war doch bei der Sache: Pech war auch diesmal nicht seetranke geworden.

Nikolaus II. und Graf Tolstoi. Der Berichterstatter der „Daily Mail“ in Odessa schreibt: „Ich vernehme, daß der Zar auf der Reise von Livadia nach St. Petersburg in Tula, wo der Zug zur Einnahme des Gabelstrichs anhält, den Wunsch ausspricht, den greisen Schriftsteller Graf Tolstoi zu sehen. Der Wunsch sollte kein Befehl sein, sondern wurde in der zartesten Weise ausgesprochen, um die Empfindlichkeit Tolstois nicht zu verletzen. Gegen die Erwartung nahm der Graf die Einladung an und erschien bald auf dem Bahnhof von Tula. Er trug sein bekanntes einfaches Bauerngewand und bildete infolge dessen einen merkwürdigen Gegensatz zu den glänzenden Uniformen des Gefolges des Zaren. Nikolaus II. zerstreute bald alle Besorgnisse, die Graf Tolstoi etwa über den Zweck der Einladung haben mochte, indem er ihn nach orthodoxer, russischer Weise begrüßte, d. h. ihm Mund und beide Wangen küßte. Der Graf erwiderte in gleicher Weise. Nach dem Austausch der gewöhnlichen Höflichkeiten war die erste Frage des Zaren, was Tolstoi über seine Friedens- und Abrüstungsvorschläge denke. Die Antwort des Grafen war bezeichnend. Er sagte, er könne nur daran glauben, wenn der Zar den übrigen Nationen mit gutem Beispiel vorangehe. Als Nikolaus II. die Schwierigkeiten der Aufgabe darlegte und die Notwendigkeit des Zusammenwirkens aller Großmächte betonte, ließ der Graf sich etwas erweichen und sprach die Hoffnung aus, daß Se. Majestät ein greifbares Ergebnis erlangen oder doch jedenfalls der bevorstehenden Konferenz einen Plan vorlegen werde, mit dem sich etwas anfangen ließe. Der Zar dankte dem Grafen für seine guten Wünsche und sagte, daß er sich sehr freuen würde, wenn der Schriftsteller der Lösung der Frage sein Genie leihen wolle. Der Graf erwiderte, daß der Zar auf seine Mitwirkung rechnen könne. Er arbeite schon gegenwärtig an einem Buche, das die Friedensfrage behandle. Es werde bald erscheinen.“

Götterdämmerung mit Hindernissen. In recht fragwürdiger Gestalt hat kürzlich Wagners „Götterdämmerung“ dem kunstsinigen Publikum von Triest ihre erste Aufwartung gemacht. Mit diesem Werke begann die neue Operzeit des Teatro Comunale. Aber das Unglück wollte, daß der Tenor Grani, der den Siegfried geben sollte, schon am Morgen vor der Aufführung heiser war. Von einer Verschiebung der Vorstellung wollte indessen der Unternehmer nichts wissen; Siegfried mußte singen, „so gut und schlecht es geht“ — bis zum Eidschwur auf des Speers Spitze im zweiten Akte. Hier aber

ging es wirklich nicht mehr, und mit einer ans Publikum gerichteten Gebärde der Entschuldigung verließ der Wälzungenheld die Bühne, um für den Abend nicht wieder zu erscheinen. Selbst strichgebte deutsche Kapellmeister und Regisseure wären wohl vor der Aufgabe, die „Götterdämmerung“ ohne Siegfried fortzusetzen, zurückgeschauert, und höchstens der unergründliche Emanuel Striess hätte vielleicht aus dem Rest der Siegfriedrolle „einen Brief gemacht“, der im 3. Akte vor der Halle gesungen worden wäre, etwa des kurzen Inhalts: „Bin leider auf der Jagd erschlagen worden, die 3 Rheindochter hatten ja so recht! Bei Nachlässigkeit bitte auf den Ring zu achten! Siegfried.“ . . . Der italienische Opernleiter aber half sich anders; er ließ ruhig die Musik ohne Siegfried weiterspielen und das Schlussterzett des 2. Aktes singen, worauf der dritte Aufzug mit dem großen Trauermarsch begann, der im Publikum „einen wahren Jubel der Bewunderung“ erregte und wiederholt werden mußte!

Jägerlatein. Im Gasthause „Zu den drei Linden“ pflegte sich — so erzählt man uns — allabendlich eine kleine Anzahl von Stammgästen zu versammeln. Das Bier war gut, es schmeckte und bekam vortrefflich, und geschwätzt wurde da viel und besonders viel Jägerlatein. Darin war der alte Fortwart Hausmann unübertrefflich. Der mußte immer etwas Neues zu erzählen, aber andere sagten ihm nach, daß er nie ein wahres Wort gesprochen. Einmal hat er jedoch alle gründlich aus Blatteis geföhrt und die Wahrheit gesprochen, als er gerade am allertollsten im Zuge war, ihnen einen mächtigen Bären aufzuführen. „Ja, meine Herren, es passiert so manches in Gottes freier Natur, wovon sich die Stubenhocker nichts träumen lassen“, fing der Fortwart an zu erzählen. „Da finde ich eines Tages da draußen am allertollsten im Zuge war, ihnen einen alten, bemoosten, hölzernen Marterkreuzes, das da zu Ehren eines meuchlings ermordeten Försters aufgestellt ist, einen Totenkopf und neben ihm einen Fuchs, der weder meine Flinte, noch meine Diana beachtete, sondern ruhig auf seinem Platze verharrte und Siefta hielt. Ich hätte ihm ja eins aufbrennen können, aber da ich nicht that, unterließ es eben und so verhielt sich denn mein Köter ebenfalls neutral. Den Totenkopf aber dachte ich mitzunehmen und bückte mich nach ihm, ohne auf den Fuchs weiter zu achten. Da geschah etwas, für dessen Wahrheit ich Ihnen bürgte! Ja, da erhob sich der Fuchs hoch in die Luft und mit mir meine Herren, da erhob sich der Fuchs hoch in die Luft und mit ihm der Totenkopf und beide flogen auf und davon auf Nummer sicher ins Wort. Der Fortwart aber blinzelte in seinem Krug hinein, bis er leer war, und fuhr dann fort: „Ich habe mein Lebtag noch nicht gelogen, aber hören Sie nur weiter. Da steht mit einem Male ein Junge, der die Gänse hütete, hinter mir, und was meinen Sie wohl, was der dazu sagte?“ — „Herr Förster,“ hat er gesagt, „schade, der war'n so'n paar scheene Schmetterlinge!“

Humoristisches.

Zeitungs humor. Die „Drogisten-Zeitung“ vom 22. Dez. enthält folgende Annonce: „Wer von jungen Drogisten oder Apothekern eine Selbständigkeit sucht, thut gut daran, sich eine Auswahlsendung verlässlicher Drogenhandlungen von Apotheker Eugen Stoermer in Breslau kommen zu lassen.“ Es ist alles Mögliches, daß Herr Stoermer sich erbietet, ganze Drogenhandlungen zur Auswahl zu schicken, wird aber jemand von diesem Anerbieten Gebrauch machen? — In bezug auf die Barletta-Lose bringt die „Berliner Börsen-Zeitung“ (Nr. 12) eine Notiz, in der von der „Wahrnehmung der Interessen der Moosbesitzer in Berlin, Süddeutschland und der Schweiz“ die Rede ist. Der Ausbruch „Moosbesitzer“ ist Ihnen nicht klar? Sie haben wohl nicht auf einer deutschen Universität studiert? — S.: Dem „Neuen Deutschen Familienblatt“ (Nr. 2) wird aus Württemberg geschrieben: „Die Königin hat auf Weihnachten 1898 das Dienstbotenehrenzeichen für treue Dienstleistung“ in ein und derselben Familie an 47 weibliche Dienstboten und zwar an 3 mit 50 Dienstjahren das vergoldete und an 44 mit 25 Dienstjahren das silberne verliehen.“ Daß eine Familie 44 Dienstboten hat, kommt wohl nicht oft vor, noch seltener aber gemiß, daß alle 44 es 25 Jahre lang in der Familie aushalten. — Im „Lahnsteiner Tageblatt“ vom 5. Jan. wird aus Niederlahnstein über die Weihnachtsfeier des dortigen Turnvereins berichtet. Zunächst begrüßte der Vorsitzende die Festversammlung. „Hierauf trug ein Mädchen von 13 Jahren ein auf diesen Tag passendes und sinnliches Gedicht vor, welches mit großem Beifall von den anwesenden Gästen aufgenommen wurde.“ Dabei wunderte uns dreierlei: erstens, daß es ein sinnliches Gedicht war; zweitens, daß ein 13jähriges Mädchen es vortrug; drittens, daß es mit großem Beifall aufgenommen wurde. Eigenartige Zustände scheinen dort zu herrschen. (Aus dem Briefkasten des „Frankfurter General-Anzeiger“ in seiner Nr. 9. Es heißt dort: „Mitarbeiter freisinniger Blätter waren es zumeist, die durch Enthüllungen sich die Sporen der kapitalistischen Gänse zu erwerben trachteten, oder von dem Dunstkreis um Bebel benedelte Staatsretter.“ (Humor.)

Verantwortlicher Redakteur: Otto Reuß in Karlsruhe

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Friedrichstraße 9.